

Der erste schöne Frühlingstag

Autor(en): **Leuenberger, Klaus**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **3 (1913)**

Heft 13

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-634931>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der erste schöne Frühlingstag.

Skizze von Klaus Leuenberger, Bern.

Der Winter war naß und kalt gewesen und hatte lange gedauert.

Aber eines Tages wurde die Luft plötzlich warm, obwohl noch schwere violette Wolkenbänke im Westen lagerten. Da wirbelte der Föhnwind daher und jagte das ganze Gefindel dem Meere zu.

Am Tage darnach war blauer, leuchtender Himmel und von diesem fiel der Frühling ins Land. —

„So, da bin ich — gefall' ich Euch und darf ich bleiben?“ — „Ja?!“ —

Bei so unvorbereitetem Umschlag des Wetters vergessen die Menschen gar bald die nasse, kalte Zeit. Es kommt ihnen vor, als wäre der milde Sonnenschein immer gewesen.

Darum reißen sie die Fenster auf und lassen die Räume von den Winden des Frühlings durchfluten, daß die matte Zimmerluft vor Schrecken stirbt.

Und die Sonne streicht lieblosend um die Tische und Stühle und die herben Lüfte schäkern an den Gardinen herum.

Im Erdgeschoß des alten Hauses an der Gerbergasse wohnt Herr Jakob Keller.

Er ist ein schwächlicher, äußerst dünner Herr von etwa 40 Jahren. — Aus den Schultern reckt ein langer Geierhals empor. Darauf sitzt ein schmaler Kopf. Die Wangen sind eingefallen und farblos und an der hängenden Haut klebt ein Zottelbart von rotblonder Färbung. Der Unterkiefer ist etwas vorgeschoben.

Die Augen reden von einem Leben, ertragen in Geduld und Sehnsucht, Entsagung und Ergebung.

Der Mann ist Buchbinder in einer bernischen Druckerei, treu und gewissenhaft, von allen seinen Mitmenschen wohlgeachtet.

Mit seiner Frau lebt er in guten und schlechten Tagen im Frieden und in stiller Eintracht.

Ihre Sorge und ihre Hoffnung drehte sich um ihr Kind, den kleinen Pächli.

Er ist ein Zwerg, der Pächli, und bucklig; er war eigentlich seit seiner Geburt noch nie recht gesund.

Vor acht Tagen war sein Geburtstag. Sechs Jahre alt ist er da geworden. Aber, mein Gott, er ist so klein wie ein Dreijähriger.

Den vergangenen Winter hat er die meiste Zeit im Bett zugebracht mit seinem Husten und seinen dünnen, schmerzenden Gliedern. Und oft mußten ihm noch heiße Wasserkrüge an die Fußsohlen gelegt werden, nur damit er nicht so entsetzlich fror und ganz steifknöchig wurde.

Herr Keller und seine Frau sind schon von einem Arzt zum andern gelaufen, aber keiner kann dem Pächli helfen. Alle Kunst versagt an ihm, was immer auch versucht worden ist.

Nun ist der erste strahlende Frühlingstag im Land und niemand weiß so recht, was mit ihm anfangen. Er kam so unerwartet, so unvorbereitet.

Aber Pächlis Mutter weiß es. Sie trägt ihre kranke Sorge vor das Haus, in den Garten.

Mit vielen Decken und Kissen hat sie Pächli sorgfältig eingepackt und auf einen Rohrstuhl gesetzt, daß er recht bequem ruhen kann. Ein kleines Zeichnungsheft hat sie ihm auf das Schoßkissen gelegt und einen Bleistift dazu, denn Pächli kann gar schön zeichnen.

Nun sitzt er da in seinem Sessel und getraut sich kaum zu atmen; so würzig, so aromatisch und herb ist die Luft. Sein schlichtes blondes Haar ist nach rechts geschneitelt und zittert in der Luft, wie leises Saitenspiel oder wie zartes

Spinnwebgewebe. Seine Augen sind sehr groß und erschreckend klar. Sie schauen zum Flusse hinüber und verfolgen die übermütigen Sprünge eines dünnen Astes darauf. Und dann heben sie sich. Sie streichen über die Baumwipfel des kleinen Wäldchens am andern Ufer, das aus dem ahnungs schweren Traum erwacht ist und erste grüne Knospen auf die Zweige gesetzt hat. — Rotviolett und helles Grün. — Und weiter schauen diese Augen: in Fernen, und in unendliche Weiten, wo keine Ufer sind und keine Grenzen. Um den Mund liegt ein herber schmerzlicher Zug, geradlinig und streng. Es ist, als lauschten seine kleinen Ohren in die Luft hinaus, die von künftigen Ergehen erzählt.

Die Sonne malt helle Goldflecken auf den Weg, die flimmernd wechseln. Auch diesen schaut der Pächli nach. Sie werden ihm zum Symbol des wechselnden Glücks. Ein trostiges Verstehen steigt aus der Tiefe auf und malt Strenge in seinen jungen Blick.

Die Mutter sitzt in der Stube hinter ihrer Nähmaschine und arbeitet. In nervöser Hast gleiten ihre Finger, die dünn und voll Runen sind, über die gelblichen Zwischblusen, die vor ihr liegen und die sie am Samstag fertig abzuliefern hat. Sie muß Zuschuß zum Wirtschaftsgeld erschaffen. Gott, ja, es ist eben jetzt alles so teuer: die Miete, das Brot, die Milch und dann die Medizin für den kranken Pächli.

Für sie hat keine Zeit des Jahres irgend eine besondere Bedeutung. Auch der Frühling nicht. Die Tage bleiben sich gleich, wie die Ringe an einer Kette.

Der kleine Pächli hebt den Bleistift, um etwas auf das Papier zu bannen, irgend etwas zu zeichnen. Es ist ganz gleichgültig was. Vielleicht das Wäldchen am Weg oder das Häuschen, das braun und weiß aus dem Wäldchen herüberlugt.

Aber die Luft ist so warm, die Erde duftet so stark, das Wetter ist so müdemachend.

Da läßt er die Hand sinken und schaut den zwei jungen Rädchen zu, die in der Höhe des Beiges spielen. Er lächelt. Er erlebt das Spiel und seine Bewegungen, und zittert leise vor Erregung. Und während er den flinken Bewegungen der Rädchen folgt, bleibt er ruhig sitzen, ganz ruhig, wie erstarrt. So ist ihm am wohlsten, da spürt er die dumpfen Schmerzen nicht und er kann so schön warten auf etwas ganz Unbestimmtes. Er weiß selber nicht auf was.

In der Stube rasselt die Nähmaschine. Ihr schnelles Geschwätz mischt sich in das Rauschen des Flusses und berührt wohlbekannt Pächlis Ohr. —

Herr Keller hat Feierabend. Ein paar Minuten nach sechs Uhr könnte er zu Hause sein. Aber heute will er das nicht. Er geht noch durch den Promenadenweg. Ihm ist so wohl heute und die Brust so frei und leicht.

Er schiebt den Hut in den Nacken und knöpft den Rock auf, den er sonst geschlossen trägt. In langen, gieren Zügen zieht er die Luft in die Lungen ein und schlenkert mit den Armen. Er weiß gar nicht wohin mit ihnen, seit er den Mantel zu Hause lassen kann. —

Ja, dieser erste schöne Frühlingstag.

Zu Hause ist der kleine Pächli wieder im Zimmer, im Bett, in seinen Decken.

Ohne ein Wort zu sagen, küßt ihn sein Vater beim Nachhausekommen auf die Stirne.

Er gibt ihm auch die neuen weißen Papierbogen zum Zeichnen, die er mitgebracht hat. In sein zartes Händchen, das so weiß ist, wie frische Milch, drückt er ihm ein Sträußchen Schneeglöckchen.

(Schluß folgt.)